

Aus: *De Spiegelingen*, Erwin Mortier, erschienen bei De Bezige Bij, 2014
[Übersetzung angefertigt für den Sommerkurs 2014 in Utrecht, veranstaltet vom ELV Utrecht]

Ich liebe meine Geheimnisse. Sie verstehen mich besser als jeder andere, und sie sind nicht geschwätzig. Unsere wesentlichsten Geheimnisse bleiben auch uns selbst verschlossen. Wir klopfen an ihre Türen, finden aber nur selten Gehör. Wir spähen durch ihre Schlüssellocher oder legen ein Ohr an ihre Paneele. Was hören, was sehen wir dann? Nicht viel mehr als Geseufze, Schritte auf dem Flur, ersticktes Geschluchze, eine vorbeihuschende Wade, eine Hand, die unverständliche Prophezeiungen in den Wandputz kratzt: mene, mene tekkel.

Ich liebe es, zu erwachen und zu sehen, wie sich der Tag, einerlei, ob grau oder sonnig, hinter der ockergelben Gardine vor dem Dachfenster auflichtet, als würde die Welt in pastosen Streifen aus dem Dunkel hervorkommen, verwandelt, einzig und allein mit dem Ziel, sich zu verfärben. Die Stadt erhebt sich aus dem Bad der Nacht, lässt sich ein Handtuch reichen und kleidet sich in ihre Tracht aus Mauersteinen und Straßengeflecht, Dienstplänen und Öffnungszeiten. Das Licht zieht sich an den Traufen empor und gleitet flüchtig über die Dachziegel. Rollläden werden hochgezogen, entblößen Schaufenster voller Puppen, so reglos wie ein Tagtraum ohne Abschluss. Kioskhändler hängen die druckfrischen Zeitungen im säuerlichen Dunst ihrer Farbe zum Trocknen.

Es müsste eine Geschichte des Sonnenlichts geben, der Sonnenauf- und -untergänge, ein Verzeichnis der Dämmerungen, der Mittage, Abenden, der namenlosen Stunden zwischen drei und fünf. Eine Geschichte der Winkel, in denen das Licht unsere Städte bescheint und die Jahreszeiten über uns ergießt – eine unbegonnene, unvollendete Enzyklopädie dessen, was sich je in Tausenden von Fenstern spiegelte. Es müsste auch eine Geschichte der Körper sein, die wir gekannt und die uns gekannt haben, in der Dunkelheit, im hellen Mittagslicht, hüllenlos, und die doch für einander ein Geheimnis geblieben sind. Selten haben sich Kulturen zu solch einer Verfeinerung erkühnt.

Ich müsste von deiner Hand sprechen, die sich über dem Bettrand nach meinen Fingern ausstreckt, die im Zwischenraum zwischen meinem und deinem Bett nach Halt suchen, als die Schwestern schon wieder die sieche Suppe aus meinem Körper drücken. Ich fühle die Schmerzen bis in die Rückenwirbel knirschen. Das Stöhnen, das von der Decke widerhallt und die anderen belästigt, ist mein Stöhnen, aber derart animalisch, dass niemand es als seines würde bezeichnen wollen.

„Stick it, my friend.“ Die ersten Worte, die du an mich richtest, deine Hand umschließt meine. Ich sehe den Sonnenstrahl, der durch das Fenster oben im Dach auf die Jacke deines Schlafanzugs fällt, du hast dich halb im Bett aufgerichtet.

„Stick it, my friend. Steady as she goes ...“

Ich wusste nicht, dass es so grauenhaft weh tun kann, aus dem Nichts zurückgerufen zu werden, gleich so, als revoltierten die Naturgesetze, wenn man ihnen trotzt. Ich konzentrierte mich auf den Griff deiner Hand und das azurblaue Viereck im Dachfenster.

Es wird Zufall gewesen sein, dass man uns an jenem Nachmittag nebeneinanderlegte. Ich schämte mich, dass du mich würdest schreien hören.

Ich denke, du hast meine Angst gesehen, als die Schwestern die Binden entfernten und mir halfen, mich auf die Seite zu drehen. Ich war benommen vom Morphium, das ich hatte einnehmen müssen. Ich wusste, es würde wenig nützen.

Du musst den Schweiß bemerkt haben, der mir kalt auf der Stirn stand. Mein Leib wusste, was mir bevorstand, unser Körper ist nicht dumm. Zu meiner Erleichterung verbarg der Wandschirm den Rest meines Bettes vor deinen Blicken.

Ich sah, dass es dir schwerfiel, mir beizustehen. Einer deiner Arme war verbunden. Es muss eine unbequeme Haltung gewesen sein.

„Stick it, my friend.“

Ich beiße die Zähne zusammen, während die Hände der Schwestern die Flüssigkeit aus meinen Nähten kneten – mit Tüchern tupfen sie mich trocken.

Ich blicke abwechselnd zum Dachfenster, ins unberührte Blau des Himmels, und in deine kastanienbraunen Augen.

Ich höre das Rauschen des Meeres, das übertönt wird vom fernen Dröhnen des Kriegsgeräts, das, so merkwürdig es klingt, im Himmel über den Baracken eine schützende Kuppel entstehen lässt, die mir die Illusion von Geborgenheit gibt.

„Matthew“, sagst du, als es vorbei ist, kurz bevor du meine Hand loslässt.

„Edgard“, sage ich.

Ich habe gesehen, wie das Licht über der Neva in Leningrad erwacht, später, auf einer der Reisen, die ich unternahm, um nicht zu Hause zu sein, wenn du in anderen Armen schließt. Monatlang hatte die Sonne wie eine blaue Zündflamme am Horizont geflackert. Allmählich schüttelte der Fluss das Eis von sich ab und schmiegte seine sanften Wangen an den Kai. Menschen lehnten sich gegen die Hauswände oder an die Kaimauer am Flussufer. Ihre gefütterten Mäntel waren geöffnet, die Männer hatten auch die Hemden aufgeknöpft und ihre Brust entblößt. Sie reckten die Häse und hatten die Augen geschlossen in den ersten warmen Sonnenstrahlen. Ich fragte mich, ob es Menschen oder eher Mumien waren, die von Aton, ihrer versengenden Gottheit, aus ihren Wickeln erweckt wurden.

Beim Anblick dieser Reihen der in der Sonne Badenden musste ich an die Katakomben von Palermo denken, wo eine ganze Bürgerschaft reglos unter den Gewölben hängt, brüchig wie vertrocknete Brautsträuße. Bin ich selbst etwas anderes als ein lebender Toter, ein Körper, der von Flickzeug zusammengehalten wird?

Ich weiß nicht, ob es richtig war, mich dem Sporadischen auszuliefern, das ein Leben mit dir, aber auch ohne dich zur Folge hat.

Ich bin nicht verbittert, keine Sorge. Du hast mir nie ein Versprechen abgerungen, ich habe dir auch von mir aus keines gegeben, und ich kann mir kein anderes Leben vorstellen.

Ich denke an die Frauen, die sonntags auf den breiten Boulevards in Córdoba promenierten, als alle Glocken gleichzeitig anfangen zu läuten, und sich die eben noch verlassenen Straßen mit Kirchgängern füllten. In den pechschwarzen Haaren der Frauen glänzten beinerne Käme, ihre Häse ragten aus Pelzkragen heraus. Sie plapperten und plauderten in ihrem hastigen Spanisch, das auf hohen Hacken zu tanzen schien, über ihren Köpfen glühten die Orangen in der Januarsonne. Die Luft war erfüllt von ihrer sprudelnden Sprache und dem Wedeln ihrer Fächer aus schwarzer Spitze.

Ich denke auch an das unwirkliche goldene Licht an einem Neujahrsmorgen in der ockerfarbenen Stadt Arezzo, deren Kirchen vor Altersschwäche in die Knie gehen. Ich denke an die Stimmen und die Ausgelassenheit in den Straßen, an die Markthändler, die Geschirr, vergilbte Drucke und Empirestühle feilboten, leere Vogelkäfige, Spiegel voller Altersflecken und gemalte Landschaften, die an Scheiben älteren Käses erinnerten, als hätte man ein Verfahren entdeckt, um das Sonnenlicht gerinnen und in Kellern reifen zu lassen. Auf den

Piazzes, unter den Galerien, tranken vornehme Bürger ihren Kaffee, und in den Seitenstraßen hockten die jungen Burschen zusammen, um zu rauchen, den Frauen nachzuschauen und – in sich hinein – zu fluchen.

Das Licht und die Morgenstille in den papierenen Straßen von Osaka vollzogen für sich allein schon ein Ritual in dieser von Zeremonien durchtränkten Stadt; ich erinnere mich an die schlanken Finger von Noburu, als er mir eine Schale mit grünem Tee reichte. Später erlaubte er mir, seine mandelförmigen Augen mit meinen Küssen zu schließen, immer und immer wieder. Seine Wimpern zuckten, als regnete es.